

Der Rorschacher Trichter

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 17

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

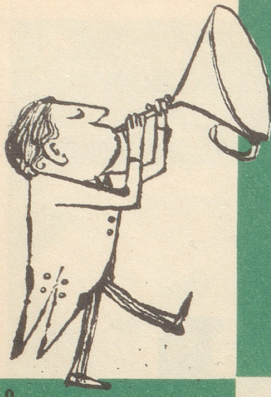
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Rorschacher Trichter

130

WERNER WOLLENBERGER

Die Cabareportage:

Der fliegende Bauer

Ich bin, das werden Ihnen meine Bekannten auf Ansuchen hin gerne bestätigen, kein mutiger Mensch. Wahrscheinlich habe ich eine zu üppig wuchernde Phantasie. Mut, davon bin ich überzeugt, ist nämlich nichts anderes als ein Mangel an Vorstellungskraft.

Der junge Mann, der in Silverstone mit zweihundertundfünfzig Sachen um die Piste fegt, kann sich einfach nicht ausdenken, daß es nicht ausdenken wäre, wenn etwas passierte. Er kann sich nicht vorstellen, daß man ihn dann mit der Kuchenschaukel vom Zement kratzen müßte.

Und der Herr, der strahlend in den Krieg zieht, immer in vorderster Linie stehen und die ganze weltgeschichtliche Angelegenheit alleine in Ordnung bringen will, der hat eben ein Loch wo bei anderen Menschen die Phantasie ist und die wundervolle Gabe des Vorauswissens von notwendigen Folgen gewisser Handlungen heldenhafter Natur.

Und jener, der einem rabiaten Polizisten einfach eine auf die Mansarde haut, hat eben auch kein inneres Auge, vor dem die kläglichen Konsequenzen solchen Mutbeweises stehen.

Ich bin da etwas anders gebaut. Ich stelle mir meistens mehr vor als dann wirklich vorkommt. Phantasielose Menschen nennen das Feigheit, aber es macht mir fast gar nichts aus, weil Feigheit zumeist eine erfreuliche Konstanz des irdischen Wandels garantiert, was man von der Heldenhaftigkeit kaum behaupten kann. Es gibt genügend Beispiele in der Weltgeschichte, wo sie letal endete. Und ich bin mir eben als lebendiger Feigling immer noch sympathischer denn als toter Held. Darin bin ich eigen.

Mein erfreulicher Mangel an Mut hat nun allerdings auch einige Schat-

tenseiten. Er verbietet mir einfach, gewisse Dinge zu unternehmen. Zum Beispiel mit meinem Wagen über hundertzwanzig zu fahren, obwohl das Vehikel dazu befähigt wäre. Außerdem erfüllt mich die Abwesenheit von jeglicher Heldenhaftigkeit mit einem gewissen Abscheu gegen das Fliegen. Ich tue es nur, wenn ich unbedingt muß.

Letzten Sommer mußte ich und zwar so, wie ich es niemals für möglich gehalten hätte. Nicht in einer bequemen DC-6 oder in einem anderen Riesenvogel, sondern in einem Piper, was eine Kiste ist, die genauso aussieht wie wenn sie sich ein begabter Vierzehnjähriger als Spielzeug auf Weihnachten gebastelt hätte.

Im Vergleich zu ihren ausgewachsenen Schwestern ist diese Flugmaschine eine bessere Bazille, eine größtenwahnsinnige Mikrobe, ein Floh bestenfalls.

Der Piper, mit dem ich fliegen mußte, war zudem ein Gletscherfloh, denn er gehörte Hermann Geiger, der sich bekanntlicherweise darauf spezialisiert hat, genau dort zu landen, wo man normalerweise nur höchst norfalls landet, nämlich auf dem Eis der Viertausender und anderer unangenehmer Erhebungen im Landschaftsbild der Schweiz.

Es lag an dem Film «SOS-Gletscherpilot», dessen Drehbuch ich schreiben mußte, weil ich in einem schwachen Moment zugesagt hatte.

In einem Moment von finanzieller Schwäche.

Worauf mir der Produzent auseinandersetzte, daß ein Drehbuchautor sich vor allem dadurch vom Journalisten unterscheidet, daß er den Gegenstand seiner Beschreibungen genauestens kenne. Und daß er es aus diesem Grunde für nötig halte, mich einige Monate lang nach Sion zu schicken. Dort habe ich Gelegenheit, Geiger zu studieren, seine Arbeit zu sehen und an seinen Unternehmungen teilzunehmen.

Als ich solches vernahm, senkte sich mein Magen in Vorahnungen. Notwendiges Blut entwich meinem

Kopfe und zog sich in andere Regionen meiner Anatomie zurück, weshalb sich die Farbe meines Gesichtes veränderte und diejenige eines Tischstuhles bei einem Galadiner annahm. Oder diejenige einer Lilie.

Vielleicht auch die eines Gletschers mit sieben Metern Neuschnee, was adäquat gewesen wäre.

Als der Produzent die an mir stattfindenden Farbverschiebungen bemerkte, kam Großmut über ihn. In tröstendem Tone teilte er mir mit, daß ich nichts zu fürchten habe. Vorsorglicherweise habe er meine Unfallversicherung bereits beträchtlich erhöht.

Ich glaube er nahm es als Zeichen mangelnder Kinderstube, daß ich ihm bei dieser Eröffnung nicht spontan um den Hals fiel. Außerdem als Demonstration von bedauerlicher Selbstsucht. Er fand es ausgesprochen schäbig von mir, daß mir der Gedanke, ein wundervolles Geschäft für meine Hinterbliebenen zu sein, keine moralische Stütze war. Nun, was tut man nicht alles für den Film.

Ich ging also nach Sion. Selbstverständlich hatte ich mich von den Genossen meiner frohen Tage gebührend verabschiedet, dunkle Andeutungen melancholischer Art machend und die Hoffnung auf ein Wiedersehen nur ganz am Rande offen lassend.

Kurz hinter Wollishofen hielt ich einmal an, blickte auf den See zurück, der irgendwo am Horizont verschwamm, auf die rötlichen Dächer im Lichte einer freundlichen Sommersonne und auf die Türme des Münsters, die in das Blaue blühten.

Ich hatte gar nicht gewußt, daß Zürich eine so hübsche Stadt sei.

«Partir, c'est toujours mourir un peu» sagen die Franzosen.

Partir pour mourir un peu, sagte ich ...



Der Flugplatz in Sitten zerfällt in zwei Teile: in einen imposanten, welcher dem Bund gehört, und in ein bißchen Wiese, welche Geigers Anteil am diesbezüglichen Segen der Natur darstellt.

Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, dieses Flugfeld sei dazu geschaffen, in feigen Menschen Vertrauen zu schaffen. Ich glaube vielmehr, daß es auch mutige Männer in ungünstigem Sinne beeinflussen kann. Und der Rest der Anlage weckt ebenfalls keine Gefühle zusätzlicher Sicherheit.

Da ist eine Baracke, die sich Büro nennt, und da sind zwei bessere



Scheunen, die auf den Namen Hangar hören.

In ihnen stehen die Flugzeuge. Vor allem Piper Super-Cups. Das sind, wie mir die Frau des Fliegers während seiner Abwesenheit freundlich und mit krankenschwesterhafter Milde erläuterte, die wundervollsten Maschinen für den Einsatz in den Bergen.

Leider haben sie einen Nachteil: sie sehen gar nicht so aus.

Lange stand ich vor einer.

Sie war keine acht Meter lang und keine vierhundert Kilogramm schwer. Mit einer Hand konnte man sie mühelos aus dem Hangar zerrren und in jede Position bringen. Wenn ein unvermuteter Wind von der Rhone her aufsprang, rollte sie noch ein Stückchen von alleine. Irgendwie sah sie aus als müsse man nur ein längeres Stück Schnur an ihr anbinden und könne sie dann in der Art herbstlicher Papierdrachen steigen lassen.

Mir wurde ganz anders.

Und deshalb trank ich auf der Terrasse des kleinen Flugplatz-Restaurants drei Pehnods mal zwei, worauf mich wohlige Lethargie überkam und so etwas wie frohsinnige Resignation. Ich dachte daran, daß ich es im Grunde genommen manchmal doch relativ schön gehabt habe und gut und erfreulich.

Und mir fielen dann auch ein paar dunkle Seiten meiner Biographie ein und da dachte ich, daß auch das nun vorbei sei und der Vergangenheit angehöre.

Und dann grübelte ich noch darüber nach, wen der Nebelspalter mit der Abfassung meines Nekrologes beauftragen werde und dabei wurde mir wieder etwas fröhlicher zu Mute, denn ich stellte mir vor, wie schwer es dem betreffenden Kollegen fallen werde, das Drittel einer Seite mit lauter positiven Zügen meiner Person zu füllen. Ich beneidete ihn nicht um seine Aufgabe.



Wenn dann wenigstens Geiger ausgesehen hätte wie einer jener Piloten, die man in amerikanischen Filmen sieht, und die in ihren marsmenschlichen Schutzanzügen so un-

verletzlich aussehen, daß es einen ungeheuer beruhigt. Er sieht aber nicht so aus, der berühmte Gletscher-Pilot. Er sah aus wie ... Wie ...

Ich kann es nicht treffender umschreiben: wie ein bedächtiger Kleinbauer.

Wie einer aus dem Val d'Herence. Von St-Euseigne oder Evolène oder so ...

Sein Gesicht ist bräunlich und gleicht ein wenig einem Boskop im späten Frühling. Die Augen, das fiel mir immer wieder auf, haben etwas Sperberhaftes, sehr Helles, Rasches und Ruhiges.

Sein Körper ist gedungen, seine Beine sind etwas zu kurz geraten. Nein, er sieht gar nicht aus wie amerikanische Piloten in Hollywood-Filmen.

Um die Wahrheit zu sagen: er sieht nicht einmal so sportlich und so vertrauenserweckend männlich aus wie ein durchschnittlicher Swissair-Pilot.

Und vor allem ist er nicht so angezogen.

Keine Lederjacke mit pittoreskem Steh-Kragen.

Keine schnittigen Hosen mit messerscharfen Bügelfalten.

Kein Helm aus Leichtmetall.

Keine Froschmänner-Brille.

Keine Eishockey-Goalie-Handschuhe.

Nichts als ein bäuerliches Werktags-Kleid aus dauerhaftem Stoff. Ein Hemd mit leicht ausgefranstem Kragen. Eine abgewetzte Krawatte. Und eine Sonnenbrille für drei zwanzig. Das eine Glas hat einen Sprung.

Und auf dem Ganzen eine Zipfelmütze aus Bauernwolle.



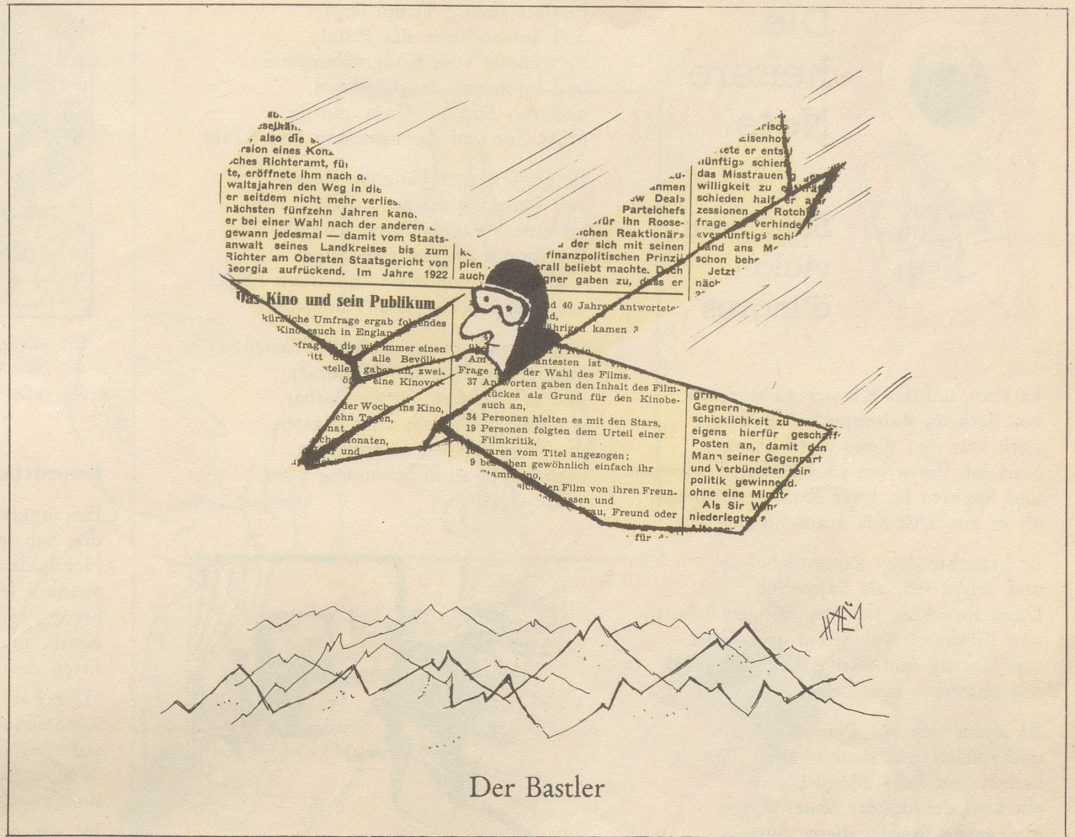
Abends ging ich mit ihm essen. Ins «De la Poste», wo sie einen Dôlé haben, der vom Glas direkt ins Blut geht.

Zuerst war er schweigsam. Er saß und aß und sagte wenig.

Seine Hände zitterten. Als er bemerkte, daß ich es gesehen hatte, entschuldigte er sich damit, daß er an diesem Tage zwölf Stunden in der Luft gewesen sei. Zwanzigmal war er aufgestiegen und wieder gelandet. Seit sechs Uhr morgens. Und deshalb sei er jetzt eben nicht so ganz da.

Später war er es dann.

Plötzlich - ich weiß nicht wie - geriet er ins Erzählen. Da mochte ich ihn sofort, denn wenn er jetzt auch von Rettungs-Flügen, von lebensgefährlichen Landungen und aussichtslosen Unternehmungen er-



Der Bastler

zählte, er tat es ganz trocken, sachlich und nüchtern. Und mit einem Humor grotesken Einschlages. Selbst entsetzliche Schilderungen wiesen Einsprengsel dieses sehr direkten, aber nie primitiven Witzes auf.

Und was ich vielleicht noch lieber hatte: er war keinen Augenblick bescheiden. Stets war sein Stolz auf seine Arbeit und auf sich selbst zu spüren. Er untertrieb sich nicht auf hochstaplerische Art.

Und auch darin unterschied er sich von Piloten in Hollywood-Filmen. Die sind immer so bescheiden, daß es einem bei lebendigem Leibe die Schuhe auszieht. Die machen von sich so gar kein Aufhebens, daß es schon nicht mehr wahr sein kann. Die sind alle Greta Garbos. Um sich der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen, tragen sie moralische Sonnenbrillen, mit denen sie auffallen, was sie sonst eventuell nicht täten.



Gegen Mittag des nächsten Tages war es dann so weit: wir flogen los.

Ich kletterte in die Maschine, die unter mir erzitterte, obwohl ich nicht polizeiwidrig viel wiege.

Vielleicht erzitterte sie aber auch gar nicht unter meinem Gewicht. Vielleicht zitterte sie nur mit.

Mit mir.

Geiger startet rasch: er gibt Gas, rollt knappe fünfzig Meter und segelt auch schon.

Ich wußte plötzlich, wie es einem Pfeil zumute ist, wenn er von der Sehne geschellt wird.

Zunächst schloß ich die Augen. Das ist immer gut, auch wenn es natürlich gar nichts hilft.

Dann öffnete ich sie wieder und zwang mich, nicht hinunterzuschauen. Stur wie ein hypnotisiertes Huhn fixierte ich einen Flecken auf Geigers Rücken.

Dann wagte ich doch einen Blick nach unten.

Ich hätte nicht wagen sollen.

Wenn einigermaßen phantasiebegabte Menschen nämlich aus einer Höhe von tausend Metern auf die Erdbeschaffenheit blicken, dann wird ihnen ganz klar, daß der Mensch kein Vogel ist und daß sein Versuch, es diesem Getiere auf künstliche Weise gleichzutun, widernatürlich ist. Man ist plötzlich ein Fremder in einer fremden Welt. Nichts stimmt mehr. So kleine Weinberge gibt es gar nicht, solch winzige Schlösser kommen in Gullivers Reisen, aber sonst nirgends vor, solch schamlose Einblicke in die Eingeweide einer Kantonshauptstadt gehören sich nicht. Die Struktur von Städten und Dörfern wird plötzlich offenbar. Was noch vor kurzem eine geheimnisvolle, verwirrend unergründliche Lebensgemeinschaft war, ist jetzt Grammatik eines Gemeinwesens, leeres Ge-

rippe, Christbaum ohne Nadeln. Man sollte wirklich nicht hinunterschauen.

Besonders dann, wenn man einen empfindlichen Magen hat.

Ich habe ihn.

Und ich spürte es. Irgendwie stieg ein Jahrmarkt vor mir auf. An dem hatte ich auf Konservendbüchsen geschmissen und vom mitleidigen Fräulein dafür einen kleinen Ball an einer langen Gummischnur bekommen. Ich hatte das Gefühl, mein Magen gleiche ihm.

Er hüpfte wie ein kleines Mädchen von der Schaukel.

Übrigens: schaukeln tat er auch. Ich beschloß nach oben zu sehen: da war lauter Blaues, nichts als Blaues ohne Anhaltspunkt für meine Blicke, weshalb sie ins Schwimmen gerieten, was unangenehm ist. Besonders wenn der Gummiball im Bauch noch dazu kommt.

Ich schloß die Lider wieder. Als ich sie von neuem aufmachte, beging ich einen Fehler: im Fenster stand eine Bergtanne, die rasch von einem sehr schiefen Felsen abgelöst wurde. Es glich einer Amateur-Photographie mit einer japanischen Box.

Und dann, im Blau, erschreckend plötzlich ein weißer Brocken, bereit jeden Moment auf die zitternde Kiste zu fallen: Dent Blanche, 3400 Meter oder so hoch und nachweisbar ganz aus besonders widerstandsfähigen Materialien ...

(Fortsetzung folgt)